über 700 Millionen Euro drückt; über 60 Millionen muss Montgomery im kommenden Jahr zurückzahlen – offenbar sollen die Kosten für den Stellenabbau deshalb lieber noch in dieses Jahr fallen. Das dicke Ende kommt erst noch: 360 Millionen werden im Herbst 2012 fällig. Um seine Investoren bei Laune zu halten, hat Montgomery ab nächstem Jahr eine Dividende versprochen, dann muss wieder mehr Geld her. Den Kahlschlag in Berlin versteht mancher daher auch als ein Signal an die Börsianer.

Der „Berliner Zeitung“, so viel ist sicher, leidet seit Montgomerys Einstieg. Statt des angekündigten „Wachstums- und Investitionskurses“ schrumpfen Auflage, Mitarbeiterzahl und Budget. Die Auflage ist um rund 12 000 Stück zurückgegangen. Ein Beweis, dass der „Transformationsprozess weitergehen muss“, sagt Montgomery. Ein Beweis, dass die Zeitung zu Tode gespart werde, sagen Mitarbeiter. Die Mittel für Abo-Werbung sind laut Betriebsrat zeitweise drastisch gesenkt worden, mit absehbaren Folgen. Dabei wäre Geld da: Das deutsche Geschäft wirft 14 Prozent Rendite ab. Nur: Es sollen mindestens 18 werden.

Symbol für den Zustand des Verlags ist eine riesige leere Fläche im 13. Stock des Redaktionshauses. Es ist die eine Hälfte des „News-Cockpit“, in dem eigentlich die aktuellen Redaktionen von „Berliner Zeitung“ und „Netzeitung“ zusammenarbeiten sollen. Internet und Zeitung an einem Fleck, crossmedial und supervernetzt, ein Lieblingsthema von David Montgomery. Doch wegen Querelen mit dem Betriebsrat konnten die „Netzeitung“-Kollegen bisher nicht einziehen. Wo ihre Schreibtische stehen sollen, klafft bloß eine große Lücke.

„Ich würde Montgomery aktuell keinen Gebrauchtwagen mehr abkaufen.“

Inzwischen sind es nicht mehr nur die Redakteure, die Montgomerys Versprechungen nicht mehr trauen.

„Ich würde ihm aktuell keinen Gebrauchtwagen mehr abkaufen“, sagt Michael Grabner. Der einstige Holtzbrinck-Manager ist von seinem früheren Geschäftspartner enttäuscht: Grabner war es, der Montgomery 2005 die „Berliner Zeitung“ verkaufte. Montgomery habe damals mit ganz anderen Zahlen argumentiert, sagt Grabner. Mit 90 Mitarbeitern sei das Blatt nicht zu machen, nicht ohne Qualitätsverlust. „Die ‚Berliner Zeitung‘ ist doch nicht irgendeine Landpostille. Sie wird unter den Augen der Hauptstadt gemacht“, so Grabner. Montgomery verspiele das Vertrauen in die Zeitung. Grabners Urteil steht fest: „Ein Finanzinvestor ist kein geeigneter Unternehmer, um eine Zeitung zu führen.“

Markus Brauck, Isabell Hülsen, Gerald Traufetter

TV-SENDER

„Das schockt mich gar nicht“

Der russische Medienunternehmer Dmitrij Lesnewski über seine Übernahme von Das Vierte, seine Expansionspläne und die mangelnde Pressefreiheit in Russland

Lesnewski, 38, gründete den Kreml-kritischen Privatsender Ren TV und leitet jetzt die Ren Media Group, die das Oppositionsblatt „The New Times“ betreibt.

SPIEGEL: Sie haben am Freitag den Kaufvertrag für den Spielfilmsender Das Vierte unterschrieben. Was reizt Sie an einem deutschen Nischenkanal?

Lesnewski: Der Sender, den ich schon jetzt sehr liebgewonnen habe, ist der Anfang der weltweiten Expansion unserer Mediengruppe. Dafür scheint mir Deutschland als größter TV-Markt Europas gut geeignet. Das ist eine tolle Herausforderung.

SPIEGEL: Ihre amerikanischen Vorgänger von NBC Universal haben mit dem Kanal nie Geld verdient und nun den Rückzug angetreten. Es heißt, Sie hätten ihnen 13 Millionen Euro gezahlt. Wie viel müssen Sie denn noch investieren?

Lesnewski: Zum Kaufpreis sage ich nichts. Ich werde so viel investieren wie nötig, vielleicht 10 Millionen, vielleicht 40. Ich frage mich aber nicht: Was kostet das alles, sondern: Was muss ich tun? Wir wollen ein Vollprogramm machen, mit Eigenproduktionen und Nachrichten. Ein guter Kanal ohne Nachrichten ist nicht möglich.

SPIEGEL: Das Vierte liegt jetzt mit einem Prozent Marktanteil fast unter der Wahrnehmungsschwelle. Was ist realistisch?

Lesnewski: Ich habe da natürlich meine Vorstellung. Aber wir wollen ja nicht gleich ProSiebenSat.1 und RTL erschrecken *(lacht)*. Außerdem schockt mich ein Prozent Marktanteil gar nicht: Als wir nach dem Ende der Sowjetunion Ren TV gegründet haben, fingen wir mit 17 Häusern und rund tausend Haushalten an. Ich war Journalistikstudent und habe meine Mutter überredet, ihren Job beim Staatsfernsehen aufzugeben. Wir haben unsere Wohnung verpfändet und mit 25 000 Dollar Kredit ein Büro gemietet, eine gebrauchte Betacam-Kamera gekauft und leidenschaftliche und talentierte Journalisten angeheuert. Ren TV heißt übrigens nach meiner Mutter Iren.

QUIRIN LEPPERT

Kreml-Kritiker Lesnewski
„Was muss ich tun?“

SPIEGEL: Ren TV war mit sechs Prozent Marktanteil ein sehr erfolgreicher Sender. Warum haben Sie nicht weitergemacht, sondern Ihren Anteil von 30 Prozent an die RTL Group verkauft?

Lesnewski: In der zweiten Amtszeit von Präsident Putin wurde die Pressefreiheit sehr eingeschränkt. Nur der Kreml oder zu hundert Prozent loyale Unternehmen dürfen große Medien besitzen. Wir hatten nur die Wahl aufzugeben oder das Schicksal von Leuten zu teilen, die der Macht im Wege standen.

SPIEGEL: Sie meinen den in Sibirien inhaftierten Ex-Ölmagnaten Michail Chodorkowski?

Lesnewski: Ja, oder den Medienunternehmer Wladimir Gussinski, den Gründer von NTW, der jetzt im Exil lebt.

SPIEGEL: Und RTL hat die fehlende Pressefreiheit nicht geschreckt?

Lesnewski: Nach Russland und China wollen doch jetzt alle Medien, weil sich dort gutes Geld verdienen lässt. Ich habe nicht den Eindruck, dass es etwa in China um die Pressefreiheit gut bestellt ist.

SPIEGEL: Ärgert es Sie, dass russische Investitionen in Medien oder Telekommunikation hier argwöhnisch betrachtet werden?

Lesnewski: Nein, ich verstehe das gut. Aber ich gebe der deutschen Volkswirtschaft ja jetzt einen Teil des Geldes zurück, das RTL nach Russland gebracht hat.

SPIEGEL: In Moskau betreibt Ihre Mediengruppe noch das Oppositionsblatt „The New Times“. Warum machen Sie das? Sie verlieren doch Geld damit, oder?

Lesnewski: Keiner will bei uns Anzeigen schalten, weil es Ärger bringt. Noch schlimmer finde ich, dass viele Angst haben, uns ein Interview zu geben. „The New Times“ ist für uns so etwas wie ein Fenster der Freiheit: Das ist eine Mission. Wir machen das nicht, um Geld zu verdienen.

Interview: Isabell Hülsen, Matthias Schepp